

# Sommerliche Heimat

Beilage zum General-Anzeiger.

Herausgegeben in Verbindung mit dem Landesverein Pommern des Bundes Heimatschutz.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, Stettin-Grünhof, Bölligerstr. 69, zu richten.

Nr. 10. — 2. Jahrgang.



Erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats als Sonderbeilage zum General-Anzeiger.

Inserate kosten die Nonpareille-Zeile 75 Pf. Aufträge sind an die Expedition des General-Anzeigers für Stettin und die Provinz Pommern, Neuer Markt 3—4, zu richten.

Stettin, im Oktober 1913.

## Verschwundene Poesie.

Unser Bild der alten Wassermühle entstammt dem Nachlaß des verstorbenen Kunstmalers Professor Pflugradt. Als er es mit flotten Strichen schuf — er ist sogar nimmer ganz fertig damit geworden —, da gab es derlei Poesie in Pommern noch vielfach. Seitdem ist manch' klappernd' Mühlwerk verstummt und manch' Mühlrad schlafen gegangen, wahrscheinlich auch das, dem er dies Blatt des Erinnerens widmete. „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlrad —“. Die Kinder der neuen Zeit, die das singen, die werden erst die „kulturhistorische Erläuterung“ des Behrers nötig haben, ehe sie wissen, um was es sich handelt. . . . Der Lauf der Welt! — Wir können's nicht ändern. Aber etwas können wir! — Und das wäre?

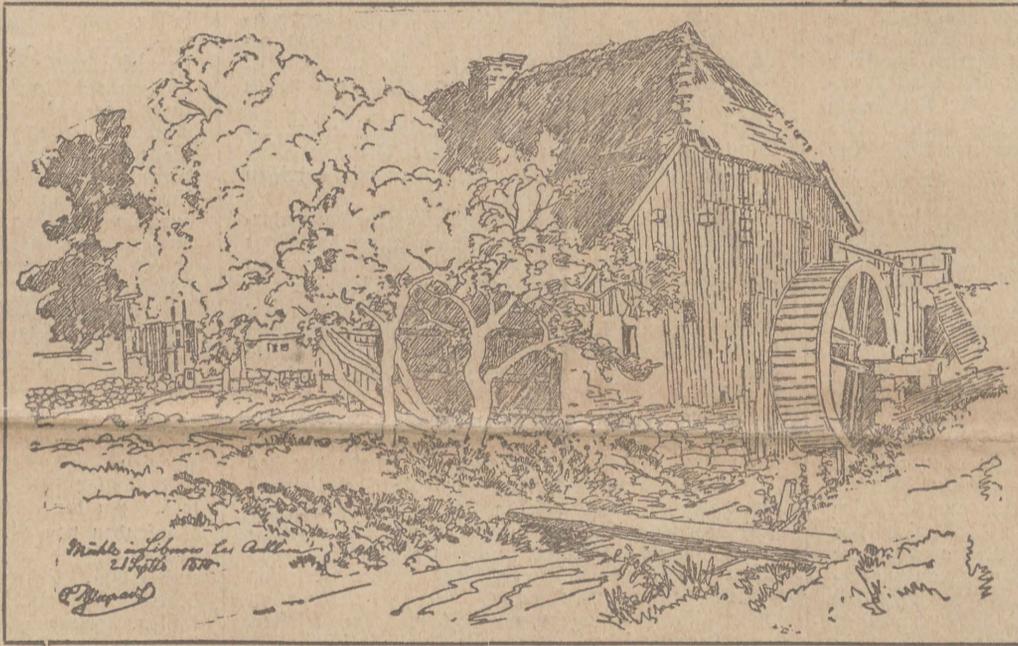
Ich bin neulich an einem goldenen Herbsttag durch's Luetal gezogen. Wo das ist? Hinter Greifenhagen kommt vom Bahner Hochland ein Fließchen herab. Den Abhang zum Oberthal durchbricht es in einer tiefen schluchtartigen Senke. Ihre Abhänge sind stellenweise schon bewaldet. Im schmalen Wiesengrunde schlängelt sich lustig die Tule entlang. Seit langer Zeit treibt sie eine Anzahl von Mühlen. An dreien bin ich vorbeigekommen. Vogelgang nennt sich die letzte. Von fern schon hörst du das Wasser rauschen. Doch, wie du näher kommst, siehst du vor hohen Fabrikgebäuden aus rohen Ziegelsteinen — und die Poesie ist

nimmer zu finden. Was sein muß, ist, daß die Maschine zur Aushilfe mit in die Mühle einzieht. Was nicht sein muß, das ist, daß die Mühle nun sofort die trostlose Ode des bekannten Fabrikgebäude-Typus annimmt. Die alte Wassermühle war auch eine Fabrik, wenn man es recht nimmt. Aber die Alten verstanden es, ihr den Hof des freundlichen Bürgerhauses überzuziehen, ohne ihre Eigenart zu verwischen. Mit fahlen Fabrikmauern verbinden wir die Vorstellung der Hast und der Trostlosigkeit, des Zwanges und des Trostes! Warum diese

Empfindungen hineinragen in das liebliche Tal? Unsere Nachkommen werden einst den Kopf schütteln über die Zeit des Barbarentums, die solche Bauten schuf. Sorgen wir dafür, daß es besser werde, daß das Bild der neuzeitlichen Mühle sich einfügt in das Bild des Mühlengrundes, wie es die alte Wassermühle getan.

## Gammike.

„Rein Hauch der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einlamteit.“  
Diese Verse Theodor Storms waren mein Leitstern, als ich vor nunmehr sechs Jahren als erster „Fremdling“ Gammike zu meinem Sommeraufenthalte erwählte. Ich habe es nicht zu bereuen gehabt. Nach mir haben außer verschiedenen Stettinern Familien aus der Reichshauptstadt und anderen Teilen des Vaterlandes hier Kräftigung nach der Aufreibung im Getriebe „der Welt“ gefunden. Wohl alle waren angenehm überrascht, aus dem saftgrünen, durch anmutige Buch- und Baumgruppen gegliederten Wiesentale, das dem herrlich bewaldeten Gohm wie ein Riesenteppich vorgelagert ist, einen Höhenzug steil aufragen zu sehen. Unter stattlichen Kiefern und mächtigen Pappeln thront auf seinem Rücken das behäbige Schulhaus, während die meist rohgedeckten Häuser der Dorfbewohner am Fuße des Abhangs, der sie um das dreibisvierfache an Höhe überragt, im Grün der Obstbäume fast wie Behausungen der Zwerge ausschauen. Nur am Haff ziehen



In dem Artikel: Verschwundene Poesie.

## H. Klose:

### Unsere erratischen Blöcke.

Neben den 1907 begründeten „Beiträgen zur Naturdenkmalpflege“, welche hauptsächlich die Verwaltungsberichte der staatlichen Stelle, die Konferenzberichte, wissenschaftliche Inventare und monographische Bearbeitungen von Naturdenkmälern und Naturschutzgebieten enthalten, gibt die staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin von jezt an eine Reihe minder umfangreicher Veröffentlichungen in gemeinverständlicher Form heraus. Es sollen darin verschiedenartige Aufgaben der Naturdenkmalpflege und des Naturschutzes im allgemeinen, deutsche und ausländische Naturschutzgebiete u. a. m. behandelt werden.

Diese „Vorträge und Aufsätze“ dienen dazu, den Gedanken der Naturdenkmalpflege in weiteste Kreise zu tragen, und dürften somit auch für Volks- und Schulbibliotheken besonders geeignet sein.

Als drittes Heft ist erschienen: „H. Klose: Unsere erratischen Blöcke“ (Preis 50 S.). Wir bringen für unsere Leser eine Inhaltsangabe in Form einer Auslese aus dem Text des ganzen Büchleins.

Die Schriftleitung.

Zur Hochsommerzeit wandern wir durch die blühende Heide. Mit heißen Strahlen brennt vom blauen, wolkenlosen Himmel die Sonne hernieder. Wacholderbüsche, niedrige Kiefern, Besensträucher, blaue Glodenblumen und gelbe Habichtskräuter, alles ertrinkt in der rötlichen Fülle des Heidekrauts.

An den schweremühtigen, zypressenähnlichen Gestalten der Wacholderbäume vorbei gehen wir über den Heidebach zum Walde. Hochstämmige Kiefern mit kümmerlichem Unterholz von Wacholder und etwas Schatten. Aufatmend verharren wir am Waldrande und sehen uns nach einem Ruheplatz um. Da fesselt unser Auge etwas Neues, Ungewohntes. Ein mächtiger Felsblock ragt aus dunklem Moos empor.

Von jeher hat das Volk ein feines Verständnis dafür gehabt, daß solche Riesensteine fremder Herkunft sein mußten, und, so wenig es sich sonst um den Ursprung der umgebenden Natur kümmerte, hier setzen seit alters Erklärungsversuche ein. Übernatürliche Wesen mußten ihn hergebracht haben, Götter, Riesen oder gar der Teufel. Als aber die Menschheit so klug wurde, daß sie an Riesen, mitunter sogar an den Teufel nicht mehr recht glaubte, da gaben die „erratischen Blöcke“ erst recht Rätsel auf, und mancher gelehrte Mann zerbrach sich den Kopf, um hinter das Geheimnis ihrer Herkunft zu kommen.

Für uns Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts haben die Findlinge nichts Rätselhaftes mehr. Wir wissen, aus welcher Gegend sie stammen und welche Kräfte sie hergebracht haben; wir wissen auch, daß die Forschung mit ihnen sich kaum jemals noch beschäftigen wird. In dieser Hinsicht interessieren sie uns heute weniger als dereinst; wir würdigen sie indessen als Zeugnisse eines bestimmten Zeitabschnittes unserer Erdgeschichte, als geologische Naturdenkmäler, die uns umso ehrwürdiger sind, als sich ein ganzes Kapitel geologischer Forschung an sie knüpft.

So mag uns der moosbedeckte Findlingsstein im Heidewald der Anlaß sein, um diesen früher so rätselhaften Blöcken unsere Aufmerksamkeit zu widmen und ihren Wert als Denkmäler der Natur kennen zu lernen. Denn bevor wir den Schutz solcher Denkmäler verlangen, müssen wir uns über ihren Wert im klaren sein. Erst dann wird vor allem der Bauer für den Schutz dieses seines Eigentums gewonnen werden können, wenn er weiß, daß der Naturschutz nicht ein Privatvergnügen der Stadtleute ist. Die Sagen, an denen unser Volk so reich ist, leben gewiß in vielen Fällen fort, wenn der Anknüpfungspunkt nicht mehr vorhanden ist, aber dies Fortleben hat schließlich auch seine Grenze in unserer schnelllebigen Zeit. Etwas Greifbares muß da sein, an das sich die Sage immer von neuem wieder anschließt, und auch von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt die Naturdenkmalpflege ihre besondere

Bedeutung für Volkskunde und Heimatfinn. Schlagen wir irgend ein Sagenbuch, etwa die schönen „Pommerschen Sagen“ von A. Haas oder deselben Verfassers „Nügensche Sagen und Märchen“ auf, so merken wir, welche große Rolle unsere Wanderblöcke darin spielen. Und mit der Sagenwelt im Bunde stehen vorgezeichnete Beziehungen, geschichtliche Überlieferungen. Alles vereinigt sich, um uns die merkwürdigen Steine lieb und vertraut zu machen.

Unsere Wanderblöcke als Gegenstand der Naturdenkmalpflege zu schildern, ihnen schutzbereite und tatkräftige Freunde zu gewinnen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Vorkommen und Entstehung. (Nur einiges aus diesem Kapitel, indem wir die Kenntnis der eiszzeitlichen Vorgänge voraussetzen.) Erratische Blöcke finden sich in und auf Gletscherzügen, sowie besonders in Gebieten, die früher einmal vom Eise bedeckt waren. Hier hat die ehemalige Eisdicke eine Menge von Spuren hinterlassen, keine aber so auffälliger Art, wie die Wanderblöcke.

Die Größe der vom Eise mitgebrachten Geschiebe wechselt. Vom kleinsten Feldstein zum mächtigsten Wanderblock sind alle Übergänge vorhanden. Der größte der in Norddeutschland noch übrig gebliebenen Findlinge gehört Hinterpommern an. Er liegt auf dem Kirchhof des Dorfes Groß-Dychow bei Belgard und heißt bei einer Länge von 16,9 m, einer Breite von 11,25 m den Umfang von 44 m und überragt den Erdboden um 3,74 m. Man schätzt seinen Inhalt auf 600 cbm. Legen wir das spezifische Gewicht des Granits 2,7 zugrunde, so wiegt ein Kubikmeter 2700 kg, und 600 cbm besitzen das ansehnliche Gewicht von 1620 t.

Sagt ebensoviele Unterschiede wie in den Größenverhältnissen finden wir im Gesteinsmaterial der Diluvialgeschiebe. Vergewaltigten wir uns, daß das von den Höhen Skandinaviens herkommende Eis auf dem langen Wege bei seiner Abhobelungsarbeit an vielen Stellen Gesteinskrümmen mitnehmen mußte, so wird uns der Reichtum an Gesteinsarten verständlich. Wir begreifen auch, daß die

sie sich bis auf die Höhe hinauf, immer von mächtigen Baumwipfeln umrauscht. Der Bauplatz ist hier knapp, daher sind die Wohnstätten enganeinandergedrängt, manche sogar in den Berg hineingebaut. Ob wohl der Baumeister daran dachte, dem Hause durch die Heuliken die wie ernste Augen unter buschigen Brauen ins Land schauen, einen Schmutz zu verleihen? Durch einige Neubauten der letzten Jahre wird leider der Eindruck des Dorfes nicht zu seinem Vorteil verändert; sie mögen in die moderne Stadt passen, nicht aber nach Camminke.

Gewiß bietet der Ort vom Gaff aus, das neben der Wiesenwirtschaft und den spärlichen Erträgen des sandigen Feldes die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Camminer ist, einen freundlichen Anblick; doch seine Eigenart prägt ohne Zweifel der Abhang dem Dorfe auf. Sonnengebräunter Rasenrand, der durch leuchtende Nissen, gelben Mauerpfeffer, blaurote Grasnelken, blaue Glockenblümchen, zierlichen Feldthymian u. v. a. Blumen belebt wird, überleidet wie eine große Decke den Abhang. Buchen, Eichen, Ulmen und Kappeln wiegen ihre Wipfel im Winde und zaubern in tiefer Nacht dem Träumer das Klirren des Meeres vor. An dürftigen Stellen freisten sonderbar gestaltete Kiefern ihr Dasein. Wie lange werden sie noch den Abhang krönen? Wann wird sie dasselbe Schicksal ereilen, das ihren Genossen, deren Reste am Fuße des Abhanges eine ernste Sprache reden, durch Menschenhand bereitet wurde? Schon ragen bei manchen die Wurzeln aus dem Erdreich hervor und mahnen zum Einhalt. Nicht Ruft am Zerstoren, nicht Mangel an Sinn für Schönheit und Heimat treibt die sonst braven und rechtschaffenen Camminer zu diesem Schritt. Aus den fernsten Weltteilen, die sie als Schiffer auf Segel- und Dampfschiffen durchquerten, kehren sie stets ins schmucke Heim des trauten Dörfchens zurück. Viele haben mir gelegentlich des Zeichens auf der Dorfstraße ihr Bedauern über die Verwüstungen am Abhange beklundet. Bis vor etwa 30 Jahren hielten die Einwohner des Ortes den „Berg“ für staatliches Eigentum und ließen ihn unangefastet. Die Perestrohung setzte ein, als sie ihr „Recht“ entdeckt hatten. Gedankenlosigkeit und eine gewisse Bequemlichkeit sind die Ursachen. Wo es ihnen beliebt, entnehmen viele, ich will nicht sagen alle, ihren Sand für den wiesenwirtschaftlichen Bedarf am Fuße des Abhanges. Die Jugend eifert dem Beispiele der Alten nach und gräbt Treppen und Höhlen, wo es ihnen gutdünkt. Die Rasendecke bricht ab und stürzt in die Tiefe, Sandkörnerchen auf Sandkörnerchen rollt hinab, neue Rasenstücke folgen, wahre Sandbäche entstehen, bald ist kein Halten mehr: die Wurzeln der Bäume werden entblößt, und unrettbar sinken die Kiefern aus der Väter Zeit von ihren luftigen Höhen hinab.

Sollte sich niemand finden, der für die Erhaltung des Abhanges eintreten möchte? Vor allen Dingen wäre wohl die Gemeindevertretung dazu berufen. Mit einigem guten Willen würde sich auch ein Weg finden. Die große Friedrichshaler Forst wird sicher für billiges Geld Pflanzlinge liefern, wie es andere Igl. Forsten der Provinz für ähnliche Zwecke wiederholt getan haben. In wenigen Jahren ließe sich unter sorgfältigster Schonung des Vorhandenen durch Anpflanzung von Birken, Tannen, Ahorn in den verschiedensten Arten, Akazien und Buschweiden

in buntem Wechsel ein herzerhebendes Bild schaffen. Singvögel, denen ja durch die rationelle Ausnutzung des Bodens die Nistgelegenheit von Jahr zu Jahr immer mehr vernichtet wird, würden gar bald die Anpflanzung bevölkern. Sollte auch nur erst mit einer kleinen Strecke der Anfang gemacht werden, so wäre schon viel gewonnen: der Gedankenslosigkeit würde gewehrt, das Augenmerk der Bewohner auf diesen Punkt gerichtet und die Achtung vor dem Bestehenden geweckt. Wie die Jugend früher den Alten in der Zerstörung nachsaherte, wird sie dann auch die Erhaltung des Geschaffenen bewachen. Diese Hoffnung auf die Jugend wird Herr Lehrer Luder bestärken, der auf dem etwa 1 ha großen Turnplatz, der doch täglich von 100 Kindern besucht wird, einige seltene Nissen dem Schutze der Kinder empfahl. Nur ein kleines Mädchen hat in Unwissenheit ein einziges Mal ihr Händchen nach dem Blümlin ausgestreckt. „Wo ein Wille, da ein Weg.“

W. H. Krüger (Stettin).

•••••

## Das Ritterschloß zu Schivelbein.

Mündlichen Überlieferungen nachgezählt von W. H. Durschnabel.

Vor kurzem war in einer hiesigen Kunsthandlung ein Ölgemälde ausgestellt, welches das obige ebenso altzeitliche wie gut erhaltene Schloß darstellt. Leider kommt auf dem Gemälde — unbeschadet seines sonstigen künstlerischen Wertes — die romantische Lage des Schloßes und die reizvolle landschaftliche Umgebung desselben nur wenig zur Geltung. Tatsächlich gehört das Schivelbeiner Schloß — von drei Seiten von der Rega umspült und auf einem künstlichen Hügel erbaut — mit zu den schönsten der hinterpommerschen Burgen.

Wie bei allen diesen heimatlichen Burgen hat sich auch um die Schivelbeiner im Laufe der Jahrhunderte ein Kreis von Sagen und Legenden gebildet, die sich zum Teil bis in die neueste Zeit erhalten haben, zum Teil aber auch mit den neuen Generationen leider verschwinden.

Um das Letztere zu verhindern, soll eine der bekanntesten Schloßsagen an dieser Stelle wiedergegeben und dadurch der Vergangenheit entzissen werden.

Es ist die Sage von einem geheimnisvollen unterirdischen Gang, der vom Schloß unter der Rega hindurch zu dem etwa zwei Kilometer entfernten ehemaligen Karthäuserkloster, dem jetzigen Stadtgut Wachholzhausen, führen soll. Schon viele mutige Männer sollen in alter Zeit die Erforschung dieses Ganges unternommen haben; doch so viele auch hineingingen — niemand kehrte wieder zurück.

Einst vor vielen Jahrhunderten — so erzählt die Sage weiter — wurde in der Stadt ein Mann zum Tode durch das Rad verurteilt. Er wurde vor das Tor geführt zum Galgenberg, wo die Exekution an ihm vollzogen werden sollte. Hier auf dem Richtplatz eröffnete ihm der Bürgermeister einen geheimen Beschluß des Rates, nach welchem ihm das Leben geschenkt und jegliche Strafe erlassen werden sollte, wenn er es fertig brächte, den unterirdischen Gang vom Schloße zum Kloster, von dem wieder allerhand unheimliche Geschichten in der Bürgerschaft umherliefen, zu durch-

schreiten und zu erforschen. Der arme Schwächer griff mit beiden Händen zu. Er wurde zum Schloß geführt und in einem Flügel desselben (in dem sich noch heute der vermauerte Eingang zu dem unterirdischen Gang befinden soll) in denselben hineingelassen. Ein Teil der Ratsmitglieder blieb hier, während sich der andere Teil ins Kloster begab, um dort an der (ebenfalls heute noch vermuteten) Mündung des Ganges Wache zu halten. Vierundzwanzig Stunden dauerte es, bis der Verbrecher wieder erschien; allerdings mehr tot als lebendig — sein Haar und Bart waren schlohweiß geworden.

Hören wir nun, was er von seinen Erlebnissen erzählte.

Nachdem er eine Weile den dumpfigen, modrigen Gang hinabgestiegen war, kam er an eine Tür, die sich von selbst vor ihm aufthat. Er befand sich in einem etwa zwölf Quadratfuß großen Raume; in einer Ecke desselben saß an einem Tische ein uralter Ritter, der den Eintretenden eine Weile unterwandt anblickte und dann zu ihm sprach.

Der Gang, so sagte er, bestrehe aus zwölf ebensolchen Kammern; die Türen derselben würden sich von selbst vor ihm aufstun und auch wieder schließen. Er müsse nun alle diese Kammern langsam, schweigend durchschreiten, ohne sich einmal umzusehen und ohne einmal, wenn auch nur auf eine Sekunde, still zu stehen; dann würde er wohlbehalten den Ausgang erreichen. Dieße er sich aber durch das Grausen verleben, auch nur einen Augenblick zu zögern, oder durch Neugierde verführen, einmal zurückzusehen, oder gäbe er irgend einen Laut von sich, so würde er den Gang nicht lebend verlassen, müßte vielmehr eines gräßlichen Todes sterben.

Er setzte nun seinen Weg fort, und als sich die gegenüberliegende Tür vor ihm öffnete, sah er vor sich in der zweiten Kammer ein Rad, wie er es soeben erst auf dem Richtplatz gesehen, und auf das Rad geflochten einen blutigen, zudenden Körper, dessen Haupt seine eigenen Gesichtszüge trug. Obwohl ihm das Blut in den Adern fast zu Eis erstarrte, gedachte er rechtzeitig der Worte des Ritters und schritt langsam auf das schreckliche Bild zu. Und siehe da! Als er unmittelbar vor demselben stand, zerstob es vor seinen Augen wie Nebel und die nächste Tür öffnete sich vor ihm. In der darauffolgenden Kammer empfingen ihn zwei fürchterliche, große Hunde, die sich zähnefletschend auf ihn stürzten; jedoch nur scheinbar, denn unbehindert ging er weiter. Die nächste Kammer, die er durchschritt, war kahl und leer; schon öffnete sich langsam die nächste Tür, als er hinter sich ein wahrhaft herzerreißendes Rammern und Stöhnen vernahm und eine weibliche Stimme, die ihm in Tönen der höchsten Angst zurief: „Ach Gott, help mi doch! help mi doch!“ Hier wäre er fast erlegen und hätte sich umgesehen; doch rechtzeitig kam er zur Besinnung und schritt unbeirrt weiter. Dann kam eine Kammer, deren ganzer Fußboden mit haar-scharfen, aufrechtstehenden Dolchen bedeckt war; doch fühllos schritt sein Fuß über die Spitzen hinweg. In der nächsten Kammer wimmelte es von Tausenden von eilen Schlangen und Otterngezücht; doch so wütend sie scheinbar auch nach ihm züngelten und bissen, ließen sie ihn unbehelligt hindurch. Darauf kam wieder eine leere Kammer mit gang fahlen, schwarzen Wänden; aber mit jedem Schritt, den er vorwärts tat, rückten Dede und Wände näher an ihn heran, sodaß er bald böllig von ihnen

Riesen unter den Geschieben ihre Größe dem Umstand verdanken, daß sie aus granitfester Stoff bestanden. Denn Granite, noch mehr Gneise, machen die Mehrzahl der Findlinge aus. Finden sich weiche Schollen, etwa aus Kreide, im Geschiebelehm, so muß ihre Heimat in allernächster Nachbarschaft vermutet werden. Kalkblöcke, die in vielen Fällen zwar sehr fest, meist aber spröde sind, kommen wohl massenhaft vor, stellen aber kaum jemals einen Block von solchen Abmessungen dar, daß man ihn als Naturdenkmal ansehen könnte. Sonst sind Kalksteine, wie sie W. Deede von zwei Stellen Pommerns anführte: ein Block von 2,5 m Länge, 2 m Breite, 0,6 m Höhe aus dem früheren Fort Preußen in Stettin, und ein anderer aus Dummöse in Hinterpommern mit 5,8 m Umfang, als große Seltenheiten zu bezeichnen.

Das Kapitel: „Aus der Forschungsgeschichte“ übergehen wir.

Von Namen und Sagen. Viele, vielleicht die meisten der großen Findlingssteine sind durch besondere Namen ausgezeichnet, die oft an Lage, Gestalt oder auch einen Besitzer anknüpfen. Bezeichnungen wie „Der Stein“, „Der große Stein“, „Der hängende Stein“ oder „Der bröckelnde Stein“, „Der breite Stein“, „Das steinerne Haus“, „Der Grenzstein“, „Der Lindenstein“, „Der Ziemannstein“, „Der Sonderfluhstein“ bedürfen ebensowenig einer Erklärung, wie etwa die neueren Namen „Bismarckstein“, „Düppelstein“ oder „Wangelstein“. Andere Namen verraten uns dagegen Beziehungen zu Sagen oder geschichtlichen Überlieferungen. Da gibt es eine Vielzahl von „Teufels-“, „Opfer-“ und „Niesensteinen“, einen „Heiligen Stein“, „Gottesstein“, „Heidenstein“, einen „Gevstenstein“, zwei „Markgrafensteine“, einen „St. Adalbertstein“ und vieles andere. Die örtlichen Steinjagen berichten meist von der Herkunft oder von der Entstehung der Blöcke und bewegen sich daher vorwiegend in zwei Richtungen. Entweder ist der Findling von weiter her geschleudert worden, oder er ist an Ort und Stelle aus einer Person oder Sache entstanden, die infolge böser Tat oder Verfluchung zu Stein wurde.

Unsere Volksgenossen deuteten die Frrblöcke sicher schon auf ihre Art, bevor das Christentum seinen Einzug hielt, und manche Sage geht bis in graue Vorzeit zurück. Da wurde dieser und jener Stein mit den Göttern in Verbindung gebracht und diente als Opferstätte, mit anderen wurden Things- oder Gerichtsstätten bezeichnet, wieder andere wurden über die sterblichen Reste der Helten und Herzöge gedeckt. Das hörte dann mit dem Siege des Christengottes freilich auf, trotzdem aber lebten die alten Sagen und Erzählungen im Volke fort. Wenn sie auch im Laufe der Zeit ein verändertes Gesicht erhielten. Aus Göttern und Helten wurde unter dem Einfluß der Kirche meist der Teufel. „Alle Steinsagen, in denen der Böse eine Rolle spielt, weisen verwandte Züge auf und entbehren oft nicht eines gewissen Humors, der, wie bei manchen Legenden und Mirakeln des Mittelalters oder bei vielen Märchen darin besteht, daß der Satanas um seine Beute betrogen wird oder sonst sein Ziel nicht erreicht. Nur recht selten kommt es vor, daß er Glück hat und mit der bösen armen Seele zur Hölle abfahren kann.

An Stelle des Teufels sind es oftmals die Niesen oder Hünen, denen die Herkunft der Steine zugeschrieben wurde, unbekanntes Wesen, deren Spuren das Volk vor allem in den rätselhaften Steingräbern und den Burgwällen begegnete. Sie pflegen, ähnlich wie der Teufel, mit den Blöcken nach dem Feinde zu schleudern.

Unter manchen Findlingen wohnen die Zwerge, so unterm „Zwergenstein“ bei Kollau im Kreise Neustadt, Westpr., unterm „Erdmannstein“ bei Wohlen im Argau und unterm „Breiten Stein“ bei Birchow. In der Schweiz, wo übrigens die Steinsagen im Verhältnis zu Norddeutschland sehr zurücktreten, haben zahlreiche Wanderblöcke eine besondere Bedeutung. Dort bringt nicht wie bei uns der Storch die kleinen Kinder, sondern die weißen Frauen holen die Neugeborenen unter dem „Kindlstein“ hervor; so oder auch „Kleinkindlstein“ heißen große Findlinge öfters im Volksmunde. Etwas Ähnliches findet sich auf Rügen, wo der Storch die Kinder aus

der See holt und sie auf den vor dem Strande liegenden „Abbarsteinen“ trocknet, bevor er sie den Eltern bringt. Häufiger und in weiter Verbreitung trifft man den Glauben, daß ein Schatz unter dem Block vergraben sei. Vielleicht haben in einzelnen Fällen prähistorische Vorkommnisse die Veranlassung dazu gegeben. Unter dem vernichteten „Breiten Stein“ bei Birchow, einem der größten Blöcke in Pommern, der ein neolithisches Grab bedeckte, stand eine Urne, auch lag ein Feuersteinbeil dabei. Bei Ratteid im hinterpommerschen Kreise Schlawe finden sich nicht weniger als 19 Hünengräber nahe beieinander. Wie A. Haas berichtet, gelten sie als Schatzgruben, und in mehreren „lutert“ es, d. h. es zeigt sich zuweilen darüber eine Flamme, die von den vergrabenen Schätzen herrührt. In Versuchen, die Schätze zu heben, hat es wohl nirgends gesehlt; wir finden an so manchen Steinen Spuren der Grabversuche und dürfen vermuten, daß die Arbeit — teils aus Uberglauben, teils, um bei Fehlschlägen dem Spott der Nachbarn zu entgehen — zur Nachtzeit erfolgte.

Furchen, Risse, Abspaltungen, ausgewitterte Vertiefungen an erraticen Blöcken deutet die Sage natürlich als Hand- oder Fußspuren, Eindrück von eisernen Ketten; besonders gern aber findet sie „Blutrinnen“ an den sogenannten Opfersteinen. Häufig werden Eindrück auf den Steinen als Spuren von Spielfarten ausgelegt. Läßt sich irgend eine Gestalt, irgend ein Gegenstand in dem Block erkennen, so knüpft die Sage unbedingt daran an, gleichgültig, wieviel Einbildungskraft dazu gehört, in dem Steine eine Figur zu erblicken.

In neuerer Zeit hat man mitunter den Steinen Namen berühmter Zeitgenossen verliehen, sei es, weil ein solcher Mann einmal den Ort besuchte, sei es, um pietätvoller Verehrung einen — weniger kostspieligen — Ausdruck zu geben. Wenn alte Namen hierdurch zurückgedrängt werden sollten, wäre es sehr zu bedauern. Daß die Aufmalung des alten oder eines neueren Namens von schlechtem Geschmack zeugt und das Naturdenkmal unerfreulich beeinträchtigt, versteht sich von selbst.

eingeschlossen war und sie ihn beim nächsten Schritt zu zerquetschen drohten; doch geschah das nicht, und unbehindert schritt er weiter.

So durchschritt er, innerlich graufend und schauernd, äußerlich jedoch ruhig den Gang. Und jede neue Kammer brachte neue Schreden. Die zehnte Kammer war dicht mit Wasser angefüllt, in der elften loberten ihm züngelnde Flammen entgegen, ohne daß er irgend welchen Schaden erlitt. So kam er in die zwölfte und letzte Kammer, die dicht mit Stroh vollgepackt war, durch das er sich stundenlang hindurcharbeiten mußte.

Da endlich leuchtete ihm das Tageslicht wieder; an seinen Kleidern waren in der letzten Kammer einige Strohhalme haften geblieben, die sich jetzt beim Tageslicht in lauterem Gold verwandelten. Mit Staunen sahen's die Ratsherren, als der Verbacher seinen graufigen Bericht erstattete. Man hielt ihm zwar Wort, schaffte ihn aber selbigen Tages noch über die Stadtgrenze. — Eingang und Ausgang des unterirdischen Ganges aber wurden andern Tages fest vermauert.

Soweit die Sage, wie ich sie vor dreißig und mehr Jahren noch selbst erzählen hörte. Allerdings knüpfen sich an alle noch vorhandenen Burgen in Hinterpommern — Vorpommern hat keine mehr aufzuweisen — Sagen von unterirdischen Gängen, die irgendwohin führen, meistens in eine Kirche; so bei den Burgen in Belgard, Falkenburg und Bülow und dem Kloster Welbuck bei Treptow a. d. N. Nirgends aber hat sich die alte Überlieferung bis in die neueste Zeit hinein so hartnäckig erhalten, wie bei dem Ritterschloß in Schivelbein.

Die von dem Herrn Verfasser in dankenswerter Weise mitgeteilte Sage beruht uns an einen Punkt unserer pommerschen Heimat, der von der einheimischen Volksfrage in ganz hervorragender Weise verherlicht ist. Schon Virchow hat vor 70 Jahren einige dieser Sagen in den Balt. Stud. 13, 2 S. 1 ff. mitgeteilt. Sodann finden wir in Jahns Pomm. Sagen eine, die sich auf eben denselben hier beschriebenen unterirdischen Gang bezieht (Nr. 299); zwei andere Sagen (Nr. 297 f.) berichten von der verwünschten Prinzessin, die im Schivelbeiner Schloße haust. Weitere Sagen vom unterirdischen Gange sind in den Blättern für Pomm. Volkstunde III S. 39 und VI S. 134 mitgeteilt. Zu allen diesen, inhaltlich vielfach von einander abweichenden Sagen bringt die vorstehend mitgeteilte Sage eine neue Ergänzung, die um so willkommener ist, als der Grundstock derselben auf einen ganz alten Sagenstoff zurückgeht, nämlich den in einem unterirdischen Gang hinabsteigenden und dadurch Begnadigung erhoffenden Verbacher. Dieser Sagenstoff kehrt in den pommerschen Sagen mehrfach wieder, und in einem Falle läßt er sich sogar aus dem Jahre 1745 belegen. Die Redaktion.

•••••

### Betrifft: Orientierung im Walde.

(Siehe September-Nummer der „P. G.“)

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Ihre Anfrage in der letzten Nummer der „Pomm. Heimat“ veranlaßt mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich eine Kennzeichnung der Waldwege durch Farben für am vorteilhaftesten halte. Auf meinen ausgedehnten Wanderungen in der Eifel, dem Teuto-

burger Walde sowie dem Weser- und Wiehen-Gebirge habe ich diese Zeichen als vorzügliches Orientierungsmittel kennen gelernt, jedoch ist es Bedingung, daß die Striche bzw. Kreuze oder dergl. durch grelle Farben und nicht allzu hoch an Bäumen, Sträuchern, Hausseiden und Zäunen z. angebracht werden. Auch ist es erforderlich, daß sich die Striche mindestens alle 80 bis 100 m wiederholen, um den Wanderern die Gewißheit zu geben, daß sie immer noch auf richtigem Wege schreiten. Insbesondere müssen die Kreuzwege jeden Zweifel ausschließen. Außer dieser Wegemarkierung wäre es vorteilhaft, wenn sich zeitweise eine Tafel mit den Namen der nächsten Orte, wie z. B. am Glambeksee oder ähnlichen größeren Kreuzungspunkten, vorfinden würde. Im Teutoburger Walde ist die Wegebezeichnung geradezu musterhaft, sodaß ein Verirren, soweit es sich um den Hauptkammweg handelt, gänzlich ausgeschlossen ist. Auch die Nebentrecken schließen meistens Zweifel aus. In der Eifel ist man dazu übergegangen, die Farbe nicht gegen die Baumrinde zu streichen, sondern Blechschilde in der Größe 10 : 22 zu verwenden und die Striche nach einem Ende zu verzüngen (jedoch nicht pfeilartig), wodurch es möglich ist, die richtige Richtung einzuschlagen, selbst wenn man quer durch den Wald gewandert ist und plötzlich auf den Weg stößt. Diese Zeichen verdienen den Vorzug insofern, als eine Erneuerung durch Nachstreichen nicht so oft erforderlich ist wie bei Farbenstrichen, die direkt auf die Baumrinde getragen sind. Immerhin müßte das Blech mit sogenannten Dachpappe-Nägeln an den Bäumen befestigt werden, sodaß ein Abreißen derselben durch Bubenhände unmöglich oder doch wenigstens stark erschwert wird. Inwiefern den Bäumen durch diese Nagelerei Schaden zugefügt wird, vermag ich jedoch nicht zu beurteilen. Der Teutoburger Gebirgsverband kennzeichnet die Wege in der Wanderkarte durch roten Druck und setzt dabei W (heißt weißer Strich), RW (heißt rot-weißer Strich), BK (heißt blaues Kreuz), WP (heißt weißer Punkt) und in fast jedem Ort befindet sich ein Mitglied — Lehrer oder dergl. —, welches bereitwillig Auskunft gibt und außerdem die Wegezeichen instand zu halten hat. Ich weiß aber, wenn ich, wie oben erwähnt, außerhalb des Weges wandere und später — nachdem ich unbewußt die Richtung geändert habe — plötzlich auf den Weg komme, immer noch nicht, welche Richtung ich jetzt verfolgen muß. Dies ist es aber, was in der Eifel leichter zu erkennen ist, denn ein rotes  sagt mir, nachdem ich dieses Zeichen von Anfang meiner Wanderung an verfolgt habe, daß ich auch weiterhin der Seite zu wandern muß, nach welcher das Zeichen verjüngt oder im anderen Falle stumpf ist. Sollte ich inzwischen jedoch vergessen haben, ob ich die spitze oder stumpfe Seite des Zeichens verfolgt habe, so genügt ein Blick in die Karte; denn diese zeigt sofort, von wo der Weg kommt und wohin derselbe führt. Auf diese Art lassen sich auch zwei und noch mehr Zeichen an einem Baume anbringen, ohne irgendwelche Verwirrungen hervorzurufen. Und eine Verunglückung der Bäume durch diese Zeichen habe ich nicht wahrgenommen. W. Bettaque.

•••••

### Geschützter erratischer Block.

Auf Antrag des Landesvereins hat der Gemeindekirchenrat von Bükzlin (Kreis Saazig) beschlossen,

Die Zerstörung. Die vorhandenen Wanderblöcke stellen nur noch einen geringen Rest dar; weitestens die meisten sind verschunden. Gewiß stellen manche auch der größeren Steine im Laufe der vielen Jahrhunderte der Verwitterung zum Opfer. Weit mehr als dies natürliche Vergehen aber bewirkte die Hand des Menschen den Untergang so vieler erratischer Blöcke. Sie waren der Bodenbestellung hinderlich, also wurden sie beseitigt. Aber dies besaßen sie einen ansehnlichen Wert für viele Zwecke, und das war ein Grund mehr, sie zu zerstören.

Wenn wir durch die prähistorischen Sammlungen eines Museums etwa in Berlin, Kopenhagen, Kiel, Stettin oder Danzig wandern, dürfen wir Einblicke tun in Kulturen, deren Kennzeichen das Fehlen des Metalls ist. Waffen und Geräte bestehen aus Stein, der jenen Zeitaltern den Namen lieh. Feuersteine, die vom skandinavischen Eise in unendlicher Zahl über die Länder verstreut wurden, gaben den Stoff zu Messern, Säbarn, Lanzens- und Pfeilspitzen, während Granite, Porphyrite, Diabase und Diorite zu größeren, art- oder meißelförmigen Geräten das Material lieferten. Wir treffen auch mittelgroße Geschiebe an, die mit eigenartiger Ausbuchtung versehen sind, und die das Volk vielfach mit scharfer Ehrfurcht als Blut- oder Opfersteine anspricht. Es sind Mahlfesteine, die in Ostdeutschland beispielsweise noch zur Wendezeit und später benutzt wurden. Man schüttete Korn in die künstlich geschaffene Höhlung und zerrieb es mit einem runden Feldstein. Oder die prähistorische Technik ließ auf einem unteren flachen Block einen zweiten, durchbohrten Stein rotieren. Das Korn wurde durch das Loch eingeschüttet und kam zermahlen an den Seiten wieder zum Vorschein. Mit den erstgenannten Mahlfesteinen wird hier und da ein merkwürdiger Unfug getrieben. Industriell veranlagte Leute, meist Gastwirte, statteten einen „Opferstein“ damit aus, einen großen Wanderblock, der im günstigsten Falle einen Hohlschiffel oder eine Verwitterungsrinne trug, und verfehlten meistens nicht, die Blutspuren gewissenhaft mit roter Farbe oder Tierblut aufzuritzen.

Wer's nicht glaubt, mag sich gelegentlich den „Opferstein“ am Herthasee auf Rügen mit samt seiner „Blutspale“ ansehen und sich dazu die gruselige Sage erzählen lassen, mit der die ebenfalls sehr industriell veranlagten, auch mit Donnerkeilen und Lufternischen handelnden Schulbuben harmlose Reisende zu erfreuen pflegen.

Größere, vielfach recht mächtige Wanderblöcke dienten in der Vorzeit als Baumaterial zu Steinfestengräbern, Dolmen oder zu Menhirs und Steinkreisen. Zu einer Steinkiste, wie sie etwa gestiftet in der Nähe der Waldhalle bei Sagnitz zu sehen sind, brachte man mit Hilfe von Baumstämmen oder auch im Winter auf Schneeboden mittelgroße Blöcke zusammen, mit Vorliebe solche, die eine Schiffsfläche aufwiesen, schuf damit eine Kammer von rechteckiger Grundfläche und deckte einen oder einige große Steine darüber. Ein solches Grab wurde dann vielfach mit einer größeren Reihe von Blöcken umgeben, von einem sogenannten Steinkreis, der allerdings seltener die richtige Kreisform besitzt, als vielmehr sich in die Länge streckt und oft ein langes Rechteck bildet. Ein derartiger Steinkreis befindet sich im Kleberwald in der Lüneburger Heide. Ein bei Nobbin auf Rügen gelegenes Hünengrab wird durch einen Kreis von 40 Blöcken umfaßt, von denen zwei durch ihre Größe ausgezeichnet sind. Wie mächtig zuweilen die Irblöcke sind, die in der Vorzeit als Decksteine zu Dolmen Verwendung fanden, zeigt uns der schon erwähnte „Breite Stein“ bei Virchow. Sein Gewicht betrug fast 5000 Zentner und nicht weniger als 77 cbm Schotter konnten daraus gewonnen werden. Auf eine vermutliche ausgedehnte Kolonie solcher Dolmen und Steinkreise, unter den Spiegel der Ostsee durch die postglaziale Vitorinasenkung getaucht, führte W. Deede die Sage von der untergegangenen Stadt Vineta zurück. Die zahlreichen Blöcke des vor Roserow auf Usedom liegenden Steinkreises der Vinetabank zeigten nämlich, wie ältere Schriftsteller berichten, eine so regelmäßige Anordnung, daß man Fundamente von Gebäuden zu sehen glaubte. Heute findet sich nichts mehr davon. Der Bau des Hafens von Swinemünde hat mit Tausen-

den 1 km nordwestlich vom Ort auf dem Pfarrader gelegenen Fündling zu schützen. Der Stein ist 5 m lang und 2,5 m breit. Er ragt etwa 1,20 m aus dem Boden hervor und soll mindestens 4 m tief in der Erde stecken.

—

### Fürstlich Hohenzollernisches Naturschutzgebiet im Böhmerwald.

Bei Eröffnung der staatlichen Stelle für Naturschutz in Preußen am 3. Februar 1911 verkündete Fürst Wilhelm von Hohenzollern, daß er in seinen Besitzungen im Böhmerwald ein umfangreiches Naturschutzgebiet, auch zur Erinnerung an die Eröffnung der staatlichen Stelle für Naturdenkmäler einrichten wolle. Bei einer Bereisung des Geb. Reg.-Rats Conwentz mit dem fürstlichen Forsttrat Wiener in Bistritz wurde im fürstlichen Forstrevier Böhmisches Eisenstein ein etwa 176 ha großes Gelände als geeignet bezeichnet und von der fürstlichen Hofkammer in Sigmaringen zum Schutzbezirk bestimmt. Später kam noch eine angrenzende 84 ha große Fläche auf bayrischer Seite hinzu, welche zum fürstlichen Forstrevier Bayerisch-Eisenstein gehört, sodaß das hohenzollernische Naturschutzgebiet jetzt im ganzen 210 ha umfaßt. In diesem soll Holz- und Grasnutzung, Jagd und Fischerei dauernd ruhen, auch sonst jeder Eingriff des Menschen tunlichst ausgeschlossen sein. Ebenso unterbleibt das Einbringen fremder Pflanzen und Tiere. Das Naturschutzgebiet beginnt in 1008 m Höhe und steigt zum Ramm auf 1343 m; dort läuft es 1200 m an der Landesgrenze entlang. Es weist vielfach Felsenmeere auf und enthält auch zwei Seen, die verschiedenen Stromgebieten angehören. Der 19 ha große Schwarze See, zu welchem die Felswände steil abfallen, sendet seine Wasser durch die Moldau und Elbe zur Nordsee; hingegen der Teufelssee, der soweit er sich im fürstlichen Besitz befindet, zum Schutzbezirk gehört, fließt durch den Regen und die Donau zum Schwarzen Meer ab. Der Holzbestand ist durchweg Hochwald und setzt sich besonders aus Fichte, etwas Tanne, Kiefer, Buche, Bergahorn, Eberesche, Weide und Birke zusammen. In vielen Teilen namentlich an den steilen Hängen zum Teufelssee und zum Schwarzen See, ist wohl noch nie Holz geschlagen, auch in den anderen Teilen ist der jetzige Bestand von Natur erwachsen. Das Gebiet befindet sich unterhalb der Baumgrenze und weist interessante Waldbilder auf. Die Gipfel der Fichten sind fast durchweg gebrochen und die Stämme durch Schneedruck und andere Einflüsse häufig deformiert. Auch Stelzenbäume und ähnliche Erscheinungen sind nicht selten. Die Bodenvegetation besteht vornehmlich aus Raubmoosen und Heidelbeere (*Vaccinium Myrtillus*). Bemerkenswerte Arten sind: *Aspidium montanum*, *Cryptogramme crispa*, *Isoetes lacustris*, *Juncus trisidus*, *Aconitum Napellus*, *Ranunculus acromitollus*, *Meum Mutellina*, *Schistostega osmundacea*, *Soldanella montana*, *Homogyne alpina*, *Malguedium alpinum* usw. Von Vögeln horsten der Wanderfall an der Schwarzen Seewand. Auer- und Wildwild ist ebenfalls vorhanden. Dieser Waldteil ist zu einem Naturschutzgebiet wie geschaffen. Er liegt unmittelbar an der Landesgrenze und ist schwer zugänglich, teilweise unzugänglich. Es finden sich im Inneren keinerlei Baulichkeiten, weder eine Jagdhütte noch etwa Reste einer ehemaligen Glas- hütte. Nur an einer Stelle der Peripherie, am

den anderer erratischer Blöcke auch die Steine des Vinetariffs verschlungen.

Wenn nun die vorgezeichnete Bevölkerung in vielen Fällen die Wanderblöcke auf ihre Art nutzte, so beschränkte sie sich fast durchgehend auf Verschiebung nach anderen Plätzen, ließ aber die Blöcke als solche meist unverändert. Zum Zertrümmern der mächtigen Granitsteine hätten ihre Geräte auch nicht ausgereicht, und für ihre sonstigen Bauten gaben Erde und Holz ein iweniger sprödes, leichter zu gewinnendes Material.

Das änderte sich aber als im Laufe der Zeit eine höhere Kultur größere Fortschritte in der Herstellung eiserner und stählerner Werkzeuge brachte, und damit begann eine immer stärker werdende Zerstörung der Diluvialgeschiebe. Jetzt gewannen sie Bedeutung als unübertreffliche, dauerhafte Bausteine und wurden, ganz oder in Stücke zertrümmert, für die verschiedensten Bauten verwandt.

Die Stadtmauer mit ihren Türmen sollte der städtischen Bevölkerung ein sicheres Bollwerk sein, also errichtete man sie aus Feldsteinen und nahm wohl zur Außenseite gepaltene Blöcke, die in ihrer Gesamtheit eine glatte Fläche ermöglichten. In der Ostmark machte der deutsche Ritterorden reichlichen Gebrauch von den Feldsteinen; die ältesten Ordensburg, so die von Zschwentz im Kreise Schwyz, sind sogar aus unbehauenen Steinen fundamementiert worden, und Befestigungsmauern aus gleichem Material sind vielfach vorhanden. Auch Kirchen, wie die bei Fürstentwalde, wurden zuweilen bis zum Dach hinauf aus dem Geschiebmaterial errichtet und trockten dann, überspannen von Efeu, den Jahrhunderten. In „Steinreichen“ Gegenden, so in der Raffube, werden die Gehöfte mit Mauern aus Fündlingsteinen umgeben, und diese, vielleicht meterhohen zyklopischen Mauern harmonisieren dann aufs Beste zu dem im Schatten einiger Bäume liegenden Bauernhause mit dem hohen Strohdache. Ferner stellte man Mühlsteine, Grabsteine, Chauffeeinalgen, Grenz- und Kilometersteine gern aus Wanderblöcken her.

Kordufer des Schwarzen Sees, ist eine Wirtschaft, der sogenannte Seepavillon, eingerichtet. Das wechselvolle Gelände ist auch von landschaftlicher Schönheit und weist hervorragende Aussichtspunkte auf. Nach Westen sieht man nahezu den ganzen bairischen Wald mit dem hohen Arber und Rachel, den kleinen Arbersee usw. Über Böhmen schweift der Blick bis Pilsen und bisweilen zum Erzgebirge. Die schönste Aussicht findet sich am Ramm, oberhalb Seewald, wo man zunächst die steil abfallenden Hänge des Schwarzen Sees, sodann die anschließenden Waldteile, den Osterwald, das Tal der Angel und einen großen Teil der böhmischen Ebene überblickt. Die staatliche Stelle für Naturschutz in Preußen hat die Untersuchung des Naturschutzgebietes in die Wege geleitet. Dr. Schottky weilte im Frühjahr und im Sommer 1912 dort zur Aufnahme des Pflanzenbestandes. Herr Gebide begann im Sommer 1912 die Erforschung der Tierwelt und hat sie im Frühjahr 1913 fortgesetzt. Georg G. F. Schulz hat im Sommer 1912 photographische Aufnahmen aus Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt gemacht. Weitere Arbeiten stehen bevor.

Eine alte Tischplatte.

Im Hotel zur Sonne in Barth steht ein Tisch, in dessen Platte folgende Inschrift eingeschnitten ist:

1722 d 1 SEPT,

ES FRAS DIE FEÜERSBRUNST, NEBST MEINEN BESTEN GÜTERN, DIE TISCH DER KOMPAGNIE VON EINIGKEITSGEMÜTERN. JETZT STEHT EIN NEUER HIER, DEN, DER SO ABGEBRANNT, DEN BRÜDERN WIEDERSCHENKT DURCH GOTTES SEGESHAND.

Die großen Buchstaben weichen von den kleinen in der Schriftart ab. Diese Platte hat eine Länge von 2,48 und eine Breite von 0,78 m; sie wurde vor Jahren von dem früheren Inhaber des Hotels, Ernst Holz, in einem Stall eines Gasthauses in der Langen Straße entdeckt. Er ließ sie zu einem Tische herrichten, der jetzt den Schmuck des Gastzimmers bildet.

In Barth gab es, oder gibt es vielleicht noch heute eine Sterbekasse „Einigkeit“, mit welcher wir es hier ohne Zweifel zu tun haben. Es scheint nun der Wirt, in dessen Hause die Versammlungen stattfanden, abgebrannt zu sein, wobei ein der „Einigkeit“ gehöriger Tisch verloren ging und für welchen der Wirt der Gesellschaft einen neuen stiftete.

W. F. Schulz.

Alter Grabstein.

In dem Nähe bei Treptow a. d. N. gelegenen großen Bauerndorfe Triebz befindet sich vor der altehrwürdigen Dorfkirche ein verwitterter Grabstein, dessen noch gut erhaltene Inschrift wegen ihres Alters und ihrer Form bemerkenswert ist. Den Grabstein bildet eine in die Erde eingelassene viereckige Steinplatte. Die Inschrift des Grabsteins lautet:

Seel. Frau Dorothea Crusen Hr. Christian Heesens Königl. Preuß. Amtmanns u. General-Pächter d. ämter Treptow, Suckow u.

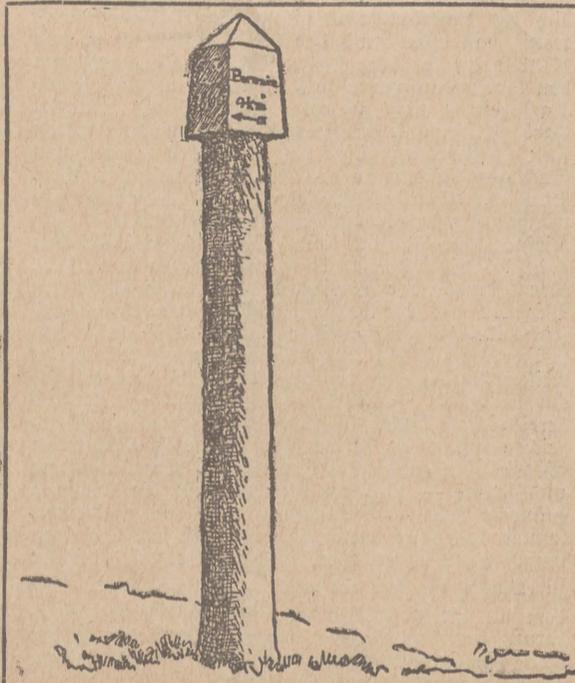
Sülzhorst. Eheliebste. Gestorben d. 8. Jan. Ao. 1731. Alt 63 Jahr.

Vor der Eingangstür zur Kirche liegt ein ähnlicher Stein, dessen Inschrift bis auf die Eingangsworte nicht mehr zu lesen ist. Infolge seiner Lage ist die Oberfläche des Steins berast abgenutzt worden, daß die eingehauenen Buchstaben unlesbar sind. Der erste Grabstein liegt an der rechten Seite der Kirche und ist infolge seiner günstigen Lage besser erhalten. Die Kirche selber ist dadurch bemerkenswert, daß sie einen Holzturm mit Steinspitze hat.

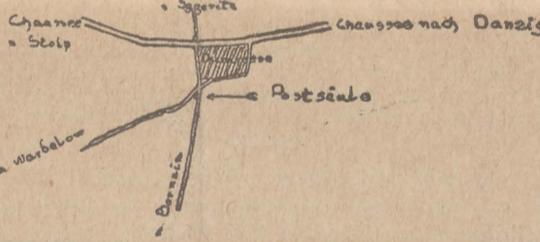
Eingegangene Mitteilungen.

Herr Bartels, Barchmin, übersandte ein Bild des letzten Barchminer Rauchhauses.

Lehrer Thym, Bauerhufen, führt Klage darüber, daß das Badepublikum der Gegend trotz aller Verbote wieder fürchtbar unter den Stranddisteln gehaust hat.



Eine alte steinerne Postsäule (Wegweiser) bei Dumrosso (Kr Stolp i. P.)



Der Verkehrsverband für Pommern und die Insel Rügen ladet ein zum ordentlichen Verbandstag nach Stolp, am 11. und 12. Oktober. Wir bitten unsere Mitglieder, so weit es ihnen möglich ist, an der Tagung teilzunehmen!

Unsere Heimat-Künstler-Steinzeichnungen haben die Empfehlung des Ministers der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten und der königl. Regierungen gefunden.

Billiges Angebot eines vortrefflichen Buches. Die Verlagsbuchhandlung bietet uns die Schrift: „Heimatschutz und Landschaftspflege“, von Professor G. Gradmann (Preis 2,50 M.), bei Entnahme von 100 Stück zu 1 M. an. Das ist beispiellos billig. Das Buch ist vorzüglich gebunden, mit Buchschmuck und Federzeichnungen von W. Strich-Chapell versehen und eines der besten, das wir kennen, also auch zu Geschenkwzwecken trefflich geeignet. Vielleicht finden sich unter den 65 000 Lesern dieses Blattes hundert Besteller. Wünsche erbitten wir an die Geschäftsstelle: Stettin-Grünhof, Pölitzerstraße 69. Tel. 2836.

Ausstellung von Bildern, Schriften und Karten.

Die zu einer Ausstellung zusammengestellten Schriften über Heimatschutz, Denkmal- und Naturdenkmalpflege, Heimat-Künstlersteinzeichnungen und Heimatschutz-Ansichtskarten deutscher Heimatschutz-Verbände des Landesvereins, die im August in Stettin ausgestellt waren, wurden im Monat September in Pyritz gezeigt. Sie wandern später nach Freienwalde (Pomm.) und nach Köslin. Die Ausstellung enthält außer den sechs gerahmten Bildern etwa fünfzig Schriften und ebenso viele Kartenserien.

Ortsgruppe Freienwalde. Der seit einem halben Jahre bestehende Verein zählt bereits dreißig Mitglieder. Der Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender Rektor Stielow, 2. Vorsitzender Lehrer Busch, 1. Schriftführer Kantor Müller, 2. Schriftführer Lehrer Gollin, Schatzmeister Hotelbesitzer Müller. Zuschriften sind an den Kantor Müller, Freienwalde i. Pomm., zu richten.

In der „Pommerschen Heimat“ finden die weiteste Verbreitung und sind von dauerndem Erfolge, da dieses Blatt von vielen Lesern aufbewahrt werden dürfte.

Druck und Verlag: Ewald Geisenhahn, Stettin. — Verantwortlich für den redaktionellen Teil: W. Keepel, Stettin, für den Inseratenteil: Wilhelm Wla, Stettin.

Für die Straßen waren die von den Feldern oder aus Stein- und Kiesgruben herbeigeschafften Feldsteine, auch Besesteine genannt, das von der Natur gegebene Pflastermaterial, sobald man überhaupt begann, die Straßen der Stadt künstlich zu befestigen. Auch die Landstraßen sind in vielen Bezirken auf die Geschiebe angewiesen, und eine neuzeitliche „Chaussee“ braucht zur Anlage und zur Unterhaltung sehr große Mengen von Schotter. Ähnliches gilt auch von den Eisenbahnen, deren Bettungen große Mengen von Steinschlag und Kies erfordern.

Stark aufgeräumt wurde seit langer Zeit mit den Blöden der Ostsee. Das landwärtsrückende hohe Meer ließ zahllose Steine aller Größen zurück, und diese bildeten am Strande und am Grunde der dem Meer benachbarten Wasserfläche ein förmliches Steinpflaster. Die Mengen der fortgeschafften Steine sind ungeheuer. Der Transport war bequem und billig, und zahlreiche Fischer betrieben das „Steinzingen“ für die verschiedensten Zwecke, insbesondere natürlich für den Bau der Hafenanlagen und Molen von Sakniz, Swinemünde, Neufahrwasser, Pillau usw.

Die mächtigsten unserer Felsblöcke, diejenigen, denen wir die Bezeichnung Naturdenkmäler geben, konnten nicht so bequem beiseite geschafft und genutzt werden, wie die kleineren Gefährten. Ihr Schicksal war es, gesprengt und zerkleinert zu werden. Wieviel ist denn — die Frage ist für die Beurteilung des Zerfalls wie des Erhaltens gleich wichtig — ein größerer Block wert? Wieviel Geld kann der Bauer für ihn bekommen? 1 cbm Steinschlag kostet in einer Stadt etwa 15—16 M. Arbeitslohn und Fuhrkosten abgerechnet, mag 1 cbm Gesteinsmaterial etwa 5—8 M wert sein, und der Steinsehmeister oder der Unternehmer könnte daher für einen Block mittlerer Größe, der etwa einen Kubikmeter Inhalt besitzt, mindestens 3—5 M zahlen, wird freilich nie so hoch gehen. Größere Blöcke erzielen verhältnismäßig niedrigere Preise, weil die Verarbeitung kostspieliger ist. Für den Düppelstein im Kreise Son-

derburg erhielt der Eigentümer von der Steinhauerfirma 90 M, d. h. für den Kubikmeter vielleicht 60 g! Die Firma ihrerseits verlangte 800 M, d. h. über 5 M für den Kubikmeter, die zur Erhaltung des Steins aufgebracht werden mußten, und wies dabei nach, daß die Summe im Verhältnis zum entgangenen Gewinn nicht übertrieben sei. Vielleicht läßt sich hieraus die Folgerung ziehen, daß die Zerstörung der großen Blöcke am meisten im Interesse der Unternehmer liegt! Andererseits ist für die mittleren und kleineren Steine anzuerkennen, daß ihr materieller Wert auch für den Bauern beträchtlich genug ist, um ihn zum Verkauf oder zur eigenen Zerstörung anzureizen.

Alles in allem sehen wir, daß Gründe genug vorhanden sind, die das Schwinden der Diluvialgeschiebe verständlich machen. Die Folge davon ist, daß die Anzahl der größeren Wanderblöcke im Verhältnis zur früheren Menge eine verschwindend kleine genannt werden muß.

Und doch würde die Naturdenkmalpflege zufrieden sein können, wenn der Nachwelt wenigstens die vorhandenen erhalten bleiben möchten.

Die Erhaltung. Weitans die meisten erratischen Blöcke sind der Vernichtung anheimgefallen, und wie wir sahen, gilt das von sämtlichen Gebieten, die wir in den Kreis unserer Betrachtung gezogen haben. Von den vorhandenen aber sind wieder viele, vielleicht die meisten gefährdet. Der „praktische Mann“, wie er sich selbst gern nennt, hat nichts dagegen einzuwenden. Er findet es zwar „ganz interessant“, daß diese Felsblöcke dereinst vom Eise aus fernen Gegenden herübergetragen seien, lacht aber der Bemühung, einen Stein für alle Zukunft sichern zu wollen. „Was hat denn das für einen Wert?“

So lautet die übliche Zweckfrage, die dann durchaus verneint wird. Es ist der sogenannte „gesunde Menschenverstand“, der so spricht, und so denkt die Mehrzahl, sicher aber die Mehrheit der Landbevölkerung, der „praktischen Landwirte“. „Wie komme ich dazu, der Städter wegen die Linde, die Pappelallee,

den Block stehen zu lassen“, diese Ansicht kann man zuweilen hören.

In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses am 11. Dezember 1912 wurde erwähnt, daß ein Forstmann noch in neuester Zeit einen in der ganzen Gegend als Sehenswürdigkeit berühmten Findling hatte zerschlagen lassen und sich mit der Begründung rechtfertigte: „Wo der Stein lag, kann doch ein Baum wachsen“. Wenn es sich um Erwerbsmöglichkeit, um den eigenen Erwerb handelt, dann hört auch bei manchem „Idealisten“ der Idealismus auf, und mit verblüffender Selbstverständlichkeit tritt der Materialismus hervor. „Wir erkennen nur das an, was uns nützt“, sagt Goethe einmal in den „Sprüchen in Prosa“, und so muß es sich die Natur von jeher gefallen lassen, daß ihr höchstes Meisterwerk, der Mensch, alle übrigen Meisterwerke nach seinen Bedürfnissen, ja weit über diese hinaus, verändert, ausnutzt oder gar vernichtet. Daher in unseren Kulturländern die ursprüngliche Natur nur noch in kümmerlichen Resten zu finden ist. Ihr gegenüber eine Verständnislosigkeit, die zur sonstigen Kulturhöhe im strikten Gegensatz steht. Am schärfsten tritt dieser in Erscheinung, wenn wir die Denkmäler der Natur denen der Kunst gegenüberstellen. Welch ein Wehklagen ging durch die Welt, als aus dem Louvre in Paris ein herrliches Gemälde gestohlen wurde: das Wehgeschrei, das sich bei der Zerstörung der Stromschnellen des Rheins bei Vauffenburg erhob, war hundertmal schwächer. Und doch kann die menschliche Kunst neue Meisterwerke jener Art neu schaffen, kann vielleicht sogar vollgültigen Ersatz hervorbringen: wer aber gibt uns die Meisterwerke der Natur zurück? Für das Bild eines großen Meisters zahlen wir gern Hunderttausende, ja Millionen: wie schwer ist es aber, auch nur den zehnten Teil jener Summen für die Erhaltung eines Naturdenkmals zusammenzubringen, das in Gefahr steht, für immer verloren zu gehen.

(Schluß folgt.)